

Juden, Christen, Muslime und das Problem der religiös Heimatlosen

Autor(en): **Staubli, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **106 (2012)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-390333>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Juden, Christen, Muslime und das Problem der religiös Heimatlosen¹

Die Stellungnahme «Für ein Zusammenleben der Religionen in Frieden und Freiheit» des Schweizerischen Rates der Religionen gegen die Minarettverbotsinitiative war ein Meilenstein in der Religionsgeschichte unseres Landes. Einen solchen Schulterschluss der Religionen gegen ein diskriminierendes Gesetz gab es nie zuvor. Leider wurde das in der Öffentlichkeit nicht gebührend wahrgenommen und gewürdigt. Das hat seinen Grund, und zwar denselben, wie die Annahme der SVP-Initiative.

Es gibt keine Bedrohung des Religionsfriedens, sondern eine Kluft zwischen religiös Kultivierten und oftmals Engagierten und einer stark wachsenden Mehrheit von säkularisierten, religiös ungebildeten, den Religionen gegenüber distanzierenden oder gar feindlich eingestellten Menschen. Nicht die Religiösen sind also das Problem, sondern die religiös Heimatlosen.

Eine Erkundung durch das weite Feld des religiösen Zusammenlebens.

I Religiös kultivierte und religiös ignorante Gruppen in der Schweiz – Korrektur einer falschen Wahrnehmung

Vor drei Jahren hat das Schweizer Volk die Minarettverbotsinitiative trotz gegenteiliger Prognosen mit deutlichem Mehr angenommen. Diese schockierende Bürgermanifestation steht seither über dem ökumenischen Diskurs in der Schweiz. Die damalige Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz und Polizeidepartementes, Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, hat im Vorfeld der Abstimmung im Namen der Religionsfreiheit vor einer Aufhebung der Rechtsgleichheit zwischen den Religionen gewarnt. Sie sah darin eine Gefährdung des Religionsfriedens in unserem Land.² Seit dem berühmten Augsburger Religionsfrieden von 1555 versteht man darunter in Europa eine politische Regelung, die das friedliche Nebeneinander der Religionen garantiert.

Aber dieses friedliche Nebeneinander war weder vor noch nach der Annahme der SVP-Initiative je in Gefahr. Es waren vielmehr gerade die Religionen, die sich in dezidierter Weise gegen die islamophobe Initiative ausgesprochen haben. Abgesehen von den islamischen Organisationen waren das der Freikirchenverband, die Dachorganisation der Schweizer Juden, die Adventisten, die Schweizerische Evangelische Allianz, der Schweizerische Rat der Religionen, die Schweizer Bischöfe, die christkatholische Kirche, der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die Missions- und Hilfswerke – ungefähr in dieser Reihenfolge. Dazu kamen Stellungnahmen weiterer Gruppierungen, nicht zuletzt das wichtige Argumentatorium des «Interreligiösen Think-Tank», das sich gegen die unseelige Stimmungsmache der Psychologin Julia Onken wandte.

Für mich ist insbesondere die Stellungnahme «Für ein Zusammenleben

der Religionen in Frieden und Freiheit» des Schweizerischen Rates der Religionen ein Meilenstein in der Religionsgeschichte unseres Landes. Einen solchen Schulterschluss der Religionen gegen ein diskriminierendes Gesetz gab es nie zuvor. Leider wurde das in der Öffentlichkeit nicht gebührend wahrgenommen und gewürdigt. Das hat seinen Grund, und zwar denselben, wie die Annahme der SVP-Initiative. Der Grund dafür ist die weit fortgeschrittene Erosion der Religionen in unserem Land. Die Mehrheit der Bevölkerung ist religiös heimat- und wurzellos und daher auch religiös unkultiviert und unwissend. Diese Ignoranz ist der Nährboden für Ängste, Projektionen und Aggressionen. Es gilt dabei zwei Gruppen zu unterscheiden.

Die einen sind bewusst areligiös. Sie verfügen über eine gute Ausbildung, fühlen sich dem aufklärerischen Gedankengut verpflichtet und halten Religionen für überholt. Sie dürften vorwiegend unter jenen 11% der Bevölkerung zu finden sein, die bei der Erhebung im Jahr 2000 keine Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft angaben und die – mehrheitlich als Singles oder Ehepaare – vor allem dort wohnen, wo die SVP-Initiative verworfen worden ist.³ Im Mediensektor arbeiten viele solche Menschen. Sie begegnen den Kirchen, insbesondere der hierarchisch verfassten, römisch-katholischen grundsätzlich mit Skepsis oder gar Argwohn – was sicher seine Berechtigung hat –, zugleich aber fördern sie durch die Selektion der Informationen das rückständige oder fundamentalistische Image der Religionen, das sie in ihren Köpfen haben. Andere Nachrichten fallen durch die Maschen ihrer Wahrnehmungsdefizite. Diese Menschen sind zwar eher tolerant, zugleich aber mangels entsprechender Kategorien, auch Förderer der religiösen Unwissenheit.

Die andere, viel grössere Gruppe gehört mehrheitlich zu jenen 83%, die sich

im Jahr 2000 als irgendeiner christlichen Konfession zugehörig bezeichneten, von denen sich aber weniger als die Hälfte als Mitglied einer Kirchgemeinde oder Pfarrei fühlten.⁴ Diese Menschen leben von der Kirche entfremdet, teils aufgrund von Enttäuschungen, vor allem aber aufgrund des Wohlstandes, den sie trotz teilweise bescheidenem Bildungsniveau geniessen. Bei ihnen haben zwei säkulare Religionen die Stelle der Kirche eingenommen: der Sport und der Nationalismus, heute cool als «Swissness» bezeichnet. Vor allem bei dieser Gruppe, die sich zwar nicht kirchlich engagiert, für die Kirchen und vor allem Kirchtürme aber noch irgendwie zum Bild ihrer



kultisch verehrten Schweiz gehören, konnte die SVP mit ihrer Demagogik punkten.

Halten wir also fest: Es gibt – von Ausnahmen, auf die ich gleich noch zu sprechen kommen werde, abgesehen – in der Schweiz keine namhaften Spannungen zwischen den Religionen. Es gibt keine Bedrohung des Religionsfriedens, sondern es gibt eine Kluft zwischen religiös Kultivierten und oftmals Engagierten und einer stark wachsenden Mehrheit von säkularisierten, religiös ungebildeten, den Religionen gegenüber distanzierenden oder gar feindlich eingestellten Menschen. Nicht die Religiösen sind also das Problem, sondern die religiös Heimatlosen. Trotz dieses Befundes ist

«Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen» – Wortbild von Rainer Wörtmann (Archiv Baer).

die Gefahr, die von der säkularen Ignoranz, die zu Aggression tendiert und nicht einmal davor zurückschreckt, unser Land international in Verruf zu bringen, in der Öffentlichkeit viel zu wenig die Rede.

Immerhin hat der Kanton Zürich in der Erziehungspolitik nun mit der Einführung eines obligatorischen, überkonfessionellen Schulfaches «Religion und Kultur» ein wichtiges Zeichen gesetzt. Als ich mich vor zwanzig Jahren für ein solches Fach im Kanton St. Gallen einsetzte, das komplementär zu den je eigenen Initiationswegen in den einzelnen Religionen den Heranwachsenden einen gesellschaftlichen Blick auf die Religionen und ihre kulturell reichen Welten erschliessen sollte, stiess ich noch weitgehend auf taube Ohren.

Nun mag ein Schulfach «Kultur und Religion» zwar Ausdruck einer weitsichtigen *pädagogischen* Kultur sein, es ist aber kein Beitrag zur *religiösen* Kultur. Diese entsteht in und zwischen den Religionen; darauf, was hier passiert, kommt es an. Ich glaube, dass die Religionen einen unschätzbaren Beitrag zur Kultur in diesem Land geleistet haben und immer noch leisten und dass die zugewanderten MuslimInnen diese Kulturleistung noch verstärken werden. Genau über diesen in der Öffentlichkeit meist ausgeblendeten Aspekt möchte ich im Folgenden sprechen.

II Kritikfähigkeit und die gesellige Gottheit

Die Syrophönizierin

Im Februar 2010, also wenige Wochen nach Annahme der Minarettverbotsinitiative, wurde Saida Keller-Messahli, eine aus Tunesien gebürtige, politisch und religiös engagierte Muslima, in meiner Heimatpfarre St. Josef Köniz zum Predigen eingeladen. Sie verglich in ihrer Predigt die Situation der MuslimInnen in der Schweiz mit jener der Syrophö-

zierin im Evangelium, die Jesus darum bittet, ihre kranke Tochter zu heilen, die von Jesus aber eine kaltschnäuzige Absage erfährt: «Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen» (Mk 7,27||Mt 15,26). Obwohl Jesus die Juden mit seinen Kindern, sie, die Ausländerin, aber mit einer Hündin vergleicht, lässt sich die Frau nicht aus dem Konzept bringen. «Ja,» sagt sie, « du hast ja Recht Meister, aber fällt nicht manchmal etwas von den Brosamen des Brotes ab für die Hunde unter dem Tisch?» Jesus ist perplex ob der Schlagfertigkeit und Hartnäckigkeit der Frau und heilt ihr Kind.

Ich war perplex darüber, dass die Muslima, Frau Keller-Messahli, diesen Text aus dem Evangelium kannte und dass sie den Mut hatte, ihn auf der Kanzel auf die Situation der MuslimInnen in der Schweiz hin auszulegen. Ich habe selten eine so treffende Predigt gehört. Zugleich war ich sehr berührt von der Gerechtigkeit dieser Frau, denn sie hat auch unterstrichen, dass diese Predigt auf einer römisch-katholischen Kanzel für sie eine grosse Ehre sei, die sie als Muslima in ihrem Heimatland Tunesien in einer Moschee nie erfahren würde, geschweige denn, dass eine Christin auf einer muslimischen Kanzel predigen dürfte.

In der Sure «Er runzelte die Stirn» (80,1-16) gibt es eine vergleichbare Stelle: Mohammad runzelt die Stirn und wendet sich von einem Blinden ab, der von ihm unterrichtet werden möchte, weil er ihn während einer Unterredung mit vornehmen Mekkanern stört. Mohammad wird dafür im Koran getadelt: Statt mit dem gottesfürchtigen Kleinen gebe er sich mit den selbstsicheren Reichen ab. Diese Stelle, so heisst es, sei eine Erinnerung der edlen und frommen Koranschreiber zum Gedenken an den armen Blinden.

Selbstkritik statt Selbstgerechtigkeit

Diese beiden Episoden aus Evangelium und Koran, die uns Jesus und Moham-

med nicht als perfekte Männer, sondern als fehlbare Menschen, die dazulernen müssen, darstellen, verweisen auf eine sehr wichtige Eigenschaft, die in den Religionen des Vorderen Orients kultiviert worden ist: nämlich auf die Kritik und vor allem die Selbstkritik. Wo diese abhandelt, verkommen Religionen zu ideologischen Institutionen der Selbstgerechtigkeit. Das ist das Image der Religionen, das fundamentalistische Gruppierungen und machtblinde Hierarchen heute leider vielerorts nähren. Damit bedienen sie eine weitgehend säkularisierte Presse, die nur darauf wartet, Meldungen bringen zu können, die ihr negatives Bild der Religionen stützen. Religiöse Fundamentalisten und säkulare Medienleute stützen sich gegenseitig auf fatale Weise. Sie brauchen sich gegenseitig als Feindbilder. Ihr lautstarkes Auftreten überdeckt das, was die Eitelkeit beider Gruppen stört, dass es da nämlich stille engagierte Juden, Christen und Muslime, mehr aber noch Jüdinnen, Christinnen und Musliminnen gibt, die zu den Wegbereitern einer Kultur der Toleranz gehören, für die es selbstverständlich ist, dass es Mitbürgerinnen und Mitbürger der anderen Religion gibt, ja, die sich ob der wachsenden religiösen Buntheit unseres Landes sogar freuen.

Kultur der Offenheit

Ich spreche hier nicht von marginalen Einzelfällen. Öffnet man sich der Möglichkeit, dass religiös Engagierte nicht nur verbohrte Fundis sein müssen, werden plötzlich jene sichtbar, die gerade aufgrund ihrer religiösen Überzeugung Grenzen überschreiten, wie zum Beispiel in meiner Heimatgemeinde Köniz der engagierte Katholik und CVP-Politiker Ignaz Caminada, der sich erfolgreich für würdige muslimische Begräbnisstätten einsetzte.

Die römisch-katholische Gesamtkirchengemeinde Bern, eine ausgesprochene Diasporakirche, zahlte eine Mil-

lion an das in Bern geplante Haus der Religionen, in dem jeder Glaubensgemeinschaft Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden und ein Ort für das interreligiöse Gespräch entsteht, das in diesem Projekt schon seit über zehn Jahren intensiv vor Ort gepflegt wird. Das war für unsere Kirche ein grosser Happen und ein deutliches Zeichen.

Kultur der Ausgrenzung

Mit diesen Beispielen will ich nicht kassieren, dass es Horte des Fundamentalismus gibt. Wenige Monate nach der Antiminarettabstimmung hörte ich am Privatradiosender «Berner Oberland» zufällig eine Predigt. Darin entwickelte ein Pfarrer seine Theologie vom gnädigen Gott, der sich uns in Christus offenbare, auf der dunklen Folie von muslimischen Selbstmordattentätern, die er seinem Publikum als Inbegriff der zerstörerischen Werkgerechtigkeit vor Augen führte. Durch die Wahl dieses Beispiels bediente er ein rechtsevangelikales Publikum und gab der Islamophobie neue Nahrung. Ich suchte via Mail das Gespräch mit dem Pfarrer. Mehr noch als seine uneinsichtigen Antworten bestürzte mich die Untätigkeit der Kirchenleitung, der ich meinen Mailverkehr zustellte, da dieser Prediger seine Verantwortung als Theologe nicht wahrgenommen hatte. Er wurde nicht zur Rechenschaft gezogen.

Geselliger Gott

Fundamentalismus hat im Christentum keinen Platz. Lassen Sie mich das an dieser Stelle auch kurz aus christlicher Sicht theologisch begründen. Wir glauben an den dreifaltigen Gott. Für MuslimInnen ist das sehr schwer verständlich. Sie glauben, dass wir Gott zwei weitere Götter beigesellen. Dem ist nicht so. Wir gesellen nichts bei, sondern wir glauben – wie der Berner Pfarrer und Dichter Kurt Marti es treffend formuliert – an die gesellige Gottheit. An einen Gott, der kein Monopolist⁵ ist, kein Monarch, der

nur sich und seinen Clan duldet, sondern der schon in sich Mehrstimmigkeit, Diskurs, Demokratie, Beziehung, Liebe ist. An eine Schöpferkraft, die sich deshalb an Menschen freut, die diese Vielstimmigkeit, das Aufeinander-Hören pflegen, weil sie gerade mit dieser Eigenschaft erst zu wahren, lebendigen Abbildern Gottes werden.

Nostra Aetate

Lassen Sie mich noch ein Wort als Katholik hinzufügen. Meine Kirche hat vor fünfzig Jahren mit der «Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen» *Nostra Aetate* einen sehr grossen Schritt gemacht. Ursprünglich war nur eine Erklärung zum Verhältnis mit den Juden geplant, um angesichts der Schrecken der Schoa dem christlichen Antisemitismus ein für allemal die Spitze zu brechen. Heraus kam nach langer Diskussion eine Verhältnisbestimmung zu allen Weltreligionen. Darin heisst es über den Islam: «Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seierenden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat.» [...] «Da es jedoch im Lauf der Jahrhunderte zu manchen Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Christen und Muslim kam, ermahnt die Heilige Synode alle, das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit aller Menschen.»

Im Geiste dieser und anderer Erklärungen des 2. Vatikanischen Konzils haben sich viele katholische Gemeinden während der letzten Jahrzehnte entwickelt. Dahinter möchten wir nicht zurückkehren. Daraus ergibt sich auch eine gewisse Erwartungshaltung gegenüber MuslimInnen im interreligiösen

Dialog. Dieser fusst allerdings auf einer tiefen und beachtlichen Basis, auf die ich nun abschliessend eingehen will.

III Die gemeinsame Basis von Juden, Christen und Muslimen in vertikal-ökumenischer⁶ Perspektive

Lassen Sie mich im Sinne der oben angemahnten Selbstkritik, die die religiöse Kultur auszeichnen sollte, mit einem schwierigen Kapitel anfangen. Es gibt ein gemeinsames Versagen von Juden, Christen und Muslimen angesichts Hams und dessen erstgeborenem Sohn Kanaan. Die Bibel (Gen 9,20-27) erzählt, dass Ham die Blösse seines betrunkenen Vaters Noach sah und es seinen beiden älteren Brüdern Sem und Jafet sagte, worauf ihn diese mit einer Decke zudeckten. Als Noach wieder nüchtern war und erfuhr, was sich ereignet hatte, verfluchte er Kanaan, den Sohn Hams, zur Dienerschaft gegenüber Sem und Japhet.

Mit dieser Erzählung und dem nachfolgenden Stammbaum hat die Bibel die denkbar grösste Distanz zwischen Kanaan und Israel etabliert, zwischen zwei Völkern, die denselben Raum bewohnten und dieselbe Sprache sprachen. Man könnte diesen Passus als eine skurrile Episode der Geschichte betrachten, wenn sie nicht eine lange, tragische Folgegeschichte gehabt hätte.

Christlicher Antikanaanismus und dessen Überwindung

In seltener Eintracht haben calvinistische Engländer in Nordamerika und katholische Spanier in Südamerika die Eingeborenen zu Kanaanäern erklärt und sich selber zum neuen Israel und haben sich aus der Bibel die Rechtfertigung zur Missionierung, Vertreibung oder gar Ausrottung der Indianer geholt. Ähnliches ereignete sich unter den niederländischen Buren in Südafrika. Zwar gab es immer auch Proteste gegen dieses gewalttätige Vorgehen, Proteste, die zu den

Ursprüngen der modernen Erklärung der Menschenrechte zählen, doch die Blutspur ist erschreckend lang und reicht, wie wir wissen, bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein.⁷

Es ist aber nicht zu übersehen, dass sich einiges bewegt hat. Die Geschichte der Ausrottung der Indianer und des transatlantischen christlichen Sklavenhandels ist heute Teil unseres Grundschulstoffs. Und – man sehe und staune – es sind je länger je weniger weisse Europäer, die schwarze Afrikaner missionieren, sondern afrikanische Priester lesen in abgelegenen Walliser Seitentälern die Messe, in unseren Gesangsbüchern finden sich Negrospirituels und Gospels, afrikanisch-evangelikale Chöre haben europäische Fangemeinden, und der US-amerikanische Präsident hat afrikanische Wurzeln... Die Bekehrung der Weissen durch die Nachfahren Hams hat begonnen.

Unaufgearbeiteter araboislamischer Sklavenhandel

Die Aufarbeitung des muslimischen Sklavenhandels hat dagegen gerade erst angefangen. Der Brecher dieses Tabus, der Anthropologe und Wirtschaftswissenschaftler Tidiane N'Diaye, spricht von einem verschleierte Völkermord, der sich über Jahrhunderte hinweg im Osten Afrikas vollzog.⁸ Saudi-Arabien hat die Sklaverei offiziell erst 1962 abgeschafft – immerhin noch vor der Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz. Eine selbstkritische Aufarbeitung des Themas erfolgte jedoch nie. Der mutige italienische Reporter Fabrizio Gatti hat eindrücklich aufgezeigt, wie auf den alten Sklavenhandelsrouten in Libyen heute MigrantInnen aus Schwarzafrika schamlos ausgebeutet und drangsaliert werden, nicht selten mit Todesfolgen.⁹ N'Diaye beklagt, dass selbst die 2001 im südafrikanischen Durban von der UNO durchgeführte «Weltkonferenz gegen Rassismus, rassistische Diskriminierung, Fremdenfeind-

lichkeit und damit zusammenhängende Intoleranz» den arabomuslimischen Part der jahrhundertelangen Tragödie nicht beim Namen nennt. Ein wunder Punkt ist dabei auch die Tatsache, dass der Koran an sieben Stellen die Sklaverei von Nicht-Muslimen durch Muslime erlaubt (4,24; 16,71; 23,1-6; 24,33; 33,50-52; 70,29) und die heidnischen Völker pauschal als der Unwissenheit (ğāhiliya) verfallen apostrophiert.

Der jüdisch-christlich-muslimische Kolonialismus gegenüber den Heiden zeigt, dass die kritische Analyse der Heiligen Schriften gepflegt werden muss, dass die Resultate der wissenschaftlichen Diskussion Eingang finden müssen in die Verkündigung in Synagogen, Kirchen und Moscheen und dass unser Engagement gegen Rassismus und Sexismus Hand in Hand gehen muss mit demjenigen vieler NGOs.

Dabei können wir von einer langen gemeinsamen Tradition zehren und auf eine gemeinsame spirituelle und karitative Praxis zurückgreifen. Ich sehe fünf Pfeiler dieser gemeinsamen Basis:

Gastfreundschaft

Abraham, der zusammen mit Sara in Mamre drei Männer empfängt, in denen ihnen Gott begegnet, der den kinderlosen Senioren einen Sohn verheisst: Das ist die altherwürdige biblische Ikone der Gastfreundschaft. Bei den Christen in Ägypten sah ich sehr oft das Bild der Heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten. Wenn ich koptische ChristInnen nach der Bedeutung des Bildes fragte, das in jeder Kirche und jeder Stube hängt, sagten sie mir: Weisst Du, Christus kam zu uns nach Ägypten, und wir haben ihn aufgenommen, und in jedem Gast sehen wir Christus, der uns besucht.

Dafür, dass diese orientalische Gastfreundschaft mit Juden, Christen und Muslimen nach Europa gelangt ist, sind wir dankbar. Sie erleichtert uns KatholikInnen in der Berner Diaspora beispielsweise das Zusammenleben mit

den MigrantInnen. In meiner Heimatpfarrei St. Josef Köniz leben Menschen aus über 60 Nationen. Meine beiden Buben ministrieren mit Secondos aus Sri Lanka, Kroatien, Brasilien und Vietnam. Alle geniessen Gastfreundschaft und sind selber gastfreundlich. Es gibt nicht Schweizer Katholiken und andere Katholiken. Die Kirche wird zu einem Raum, wo alle gleich ästimiert sind und eine Rolle spielen. Dadurch entsteht nach den Gottesdiensten ein reges Leben im Pfarreisaal – gelebte Integration.

Dasselbe gilt für Jüdinnen und Juden. Ohne die grossartige Tugend der Gastfreundschaft hätten viele in Zeiten der Verfolgung nicht überlebt. Und heute gilt es für die MuslimInnen.

Gruppenolidarität

Der maghrebische Gelehrte Ibn Khaldūn beschrieb im 14. Jh. die arabische Gesellschaft. Ihm galten die Nomaden als Prototyp der Araber. Als einen ihrer wesentlichen Stärken beschrieb er die Gruppenolidarität («aşabijja»). Er wies darauf hin, dass es sich dabei nicht um eine Solidarität innerhalb realer Blutsverwandtschaft handeln muss, sondern dass Stammbäume sich auch auf ideale Gesellschaften beziehen können. Das Judentum hat die erfolgreiche Vision einer Weltfamilie entwickelt, in der über Adam und Eva alle mit allen verwandt sind, und Jesus hat darauf insistiert, dass die leibliche Familie irrelevant ist, dass vielmehr der Nächste mein Bruder und meine Schwester ist, der, der unter die Räuber gefallen ist und meine Hilfe braucht. Auf diesen eindringlichen Konzepten beruht bis heute die Caritas, das Fastenopfer, Brot für alle, das rote Kreuz, der rote Halbmond, der rote Davidstern.

Juden, Christen und Muslime sind Weltmeister der Solidarität in der Not. Ihre Labels werden weltweit gebraucht. Die säkulare Ignoranz dankt es ihnen, indem sie diese Religionen gerne pauschal als potentielle Fundamentalisten desavouiert.

Geschichtsbewusstsein

Judentum, Christentum und Islam sind Religionen mit einem langen Gedächtnis: Religionen der Schrift, Religionen mit einem heiligen Buch, Religionen mit Respekt vor den Ahnen, ihren Weisheiten und Erfahrungen, Religionen mit gefährlichen Erinnerungen an Unterdrückung und Befreiung. Wir lesen Texte, die uns herausfordern, die uns in Frage stellen, die uns mit dem Andern, mit dem Fremden konfrontieren. Dieses Geschichtsbewusstsein macht uns lebendig. Es gibt uns ein Bewusstsein für den Ort, wo wir stehen, für das Woher und Wohin. Es macht uns widerständig in einer schnelllebigen Zeit, die nicht hinsieht, sondern immer schon beim nächsten ist.

Welcher Säkulare weiss zum Beispiel, dass nicht die Franzosen und auch nicht die Amerikaner die erste, aufgeklärte republikanische Verfassung in Europa hatten, sondern die zutiefst von ihrer jüdischen und christlichen Kultur geprägten Polen, deren Staat, kaum war er gegründet, unter Russen, Preussen und Österreichern aufgeteilt wurde?

Gottesfurcht

Gottesfürchtige, fromme Juden, Christen und Muslime sind Menschen, die um ihre Grenzen wissen. Sie wissen, dass sie Staub sind und wieder zu Staub werden. Gottesfurcht ist die Grenze menschlicher Allmachtsphantasien, die die Welt zerstören. Gottesfurcht ist ganz konkret. «Frömmigkeit besteht nicht darin, dass ihr euer Gesicht nach Osten und Westen wendet. Frömmigkeit besteht darin, dass man an Gott, den Jüngsten Tag, die Engel, das Buch und die Propheten glaubt, dass man, aus Liebe zu ihm den Verwandten, den Waisen, den Bedürftigen, dem Reisenden und den Bettlern Geld zukommen lässt und es für den Loskauf der Sklaven und Gefangenen ausgibt, und dass man das Gebet verrichtet und die Abgabe entrichtet» (Sure 2,177).

Gottesfurcht bedeutet Glaube an den einen Gott, den Schöpfer aller Dinge. Es bedeutet die Bereitschaft, in den Armen, den Fremden, Waisen und Witwen das Antlitz des Messias zu erkennen.

Gebet

Gottesfurcht gibt es nicht ohne das Gebet. Beten ist Ausdruck kindlichen Vertrauens, und dieses Vertrauen, dieser Glaube, vermag Berge zu versetzen. Menschen, die im Gebet vereint sind, vermögen Wunder zu wirken. Ich glaube an die Wunder von Menschen verschiedener Religionen, die im Gebet vereint sich für Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung engagieren.

Schluss

Die Praxis der fünf Gs – Gastfreundschaft, Gruppensolidarität, Geschichtsbewusstsein, Gottesfurcht und Gebet – bildet eine gemeinsame Basis engagierter Juden, Christen und Muslime angesichts weitverbreiteter religiöser Ignoranz. Diese Praxis unterscheidet uns von ungastfreundlichen, fremdenfeindlichen, engherzigen Patrioten, von egoistischen Steuerflüchtlern und rücksichtslosen Spekulanten, von Holocaustleugnern, von Markt fetischisten und Weltherrschaftsträumern, von Verängstigten und kleingläubigen Zauderern.

Gastfreundschaft, Gruppensolidarität, Geschichtsbewusstsein, Gottesfurcht und Gebet sind Pfeiler einer Kultur der Mitmenschlichkeit, des gegenseitigen Respekts und des gegenseitigen Vertrauens. Kultur bedeutet insbesondere das Weitergeben von Zivilisation an die nächste Generation, wie es in den Religionen weit herum gepflegt wird. Das wiederum gelingt nur durch das gelebte Vorbild.

Lassen Sie mich im Gedenkjahr an Janusz Korczak (1878/79–1942), den grossen polnisch-jüdischen Erzieher, der zusammen mit seinen Waisenkindern vor siebzig Jahren in den Gaskammern von Treblinka ermordet worden ist, mit

einem Auszug aus seinem Gebet der Versöhnung schliessen: «Ich habe dich, mein Gott, gefunden und freue mich wie ein verirrttes Kind, wenn es aus der Ferne eine vertraute Gestalt erblickt. Ich habe dich gefunden, mein Gott, und ich freue mich wie ein Kind, wenn es, aus bösem Schlaf erweckt, das sanft lächelnde Gesicht mit heiterem Lächeln begrüsst. – Ich habe dich gefunden, mein Gott, wie ein Kind, das einer schlechten, einer fremden Pflege anvertraut, geflohen ist und nach so vielen Mühen, nach Abenteuern sich endlich an die teure Brust schmiegt, in das Lied des Herzens, dem es aufmerksam lauscht.»¹⁰ ●

Thomas Staubli ist Projektleiter im Bibel und Orient Museum Fribourg, Oberassistent an der Uni Fribourg und Autor zahlreicher Bücher (thomas.staubli@unifr.ch).

¹ Vortrag, gehalten anlässlich der ökumenischen Herbsttagung der ev.-ref. Landeskirche des Kantons Graubünden unter dem Titel «Gibt es eine gemeinsame Basis für Juden, Christen und Muslime?»

² <http://www.ejpd.admin.ch/ejpd/de/home/dokumentation/mi/2009/2009-10-150.html>

³ Vgl. Bovay, Claude, Religionslandschaft in der Schweiz, Neuchâtel 2004, 53-62.

⁴ Ebd. 12-15.

⁵ Vgl. http://www.refbejuso.ch/fileadmin/user_upload/Downloads/OeME_Migration/Herbsttagung/OM_PUB_d_Herbsttagung_2010.pdf dort S. 10.

⁶ Die vertikale Ökumene versucht komplementär zur horizontalen Ökumene (dem Gespräch unter den Konfessionen und Religionen am runden Tisch) ein genealogisches Verständnis der beteiligten Gruppen ins Zentrum zu rücken, ein historisches Bewusstsein und eine Erinnerungskultur, die die Geschichte der Beteiligten bzw. verschiedene Sichtweisen derselben ins Gespräch einbringt. Mehr dazu in T. Staubli (Hg.), Vertikale Ökumene. Erinnerungsarbeit im Dienste des interreligiösen Dialogs, mit Beiträgen von O. Keel, U. Bechmann und W. Lienemann, Fribourg 2005.

⁷ Staubli, Thomas, Antikanaanismus. Ein biblisches Reinheitskonzept mit globalen Folgen, in: P. Burschel/Ch. Marx, Reinheit, Wien 2011.

⁸ N'Diaye, Tidiane, der verschleierte Völkermord. Die Geschichte des muslimischen Sklavenhandels in Afrika, Reinbek bei Hamburg 2010.

⁹ Fabrizio Gatti, Bilal: als Illegaler auf dem Weg nach Europa, Reinbek bei Hamburg 2011.

¹⁰ Janusz Korczak, Allein mit Gott. Gebete von Menschen, die nicht beten, Bern 2011, 30.